

# Unverkäufliche Leseprobe des List Verlages



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© List Verlag

Weitere Infos unter:

<http://www.list-verlag.de>

Ingrid Betancourt

*Die Wut  
in meinem Herzen*

Unter Mitarbeit von  
Lionel Duroy

Aus dem Französischen von  
Christiane Filius-Jehne

L i s t

Die Originalausgabe erschien im Jahr 2001 unter dem Titel  
*La Rage au Cœur* im Verlag Éditions XO, Paris.

Der List Verlag ist ein Unternehmen der  
Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München.

2. Auflage 2002

ISBN 3-471-79455-7

© 2001 by Éditions XO

© der deutschen Ausgabe 2002

Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Bettina Blumenberg

Printed in Germany.

Herstellung: Helga Schörnig

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

[www.ingridbetancourt.com](http://www.ingridbetancourt.com)

[www.list-verlag.de](http://www.list-verlag.de)

*Für Mélanie  
und Lorenzo*



**1** Dezember 1996. In wenigen Tagen beginnen die Ferien, die Parlamentssaison neigt sich ihrem Ende zu. Häufiger noch als sonst renne ich zwischen meinem Büro, wo ein Termin den anderen jagt, und dem Halbrund des Plenarsaals, wo ich an den Sitzungen teilnehmen muss, der Zeit hinterher. Ich bin fünfunddreißig Jahre alt und seit zwei Jahren Abgeordnete.

Gegen 15 Uhr 30 – ich bin mitten in einem Gespräch – öffnet meine Sekretärin die Tür einen Spalt.

»Da ist jemand, der Sie dringend sprechen will, Ingrid. Ein Mann ...«

»Hat er einen Termin?«

»Nein. Aber er lässt nicht locker.«

Die Debatte im Abgeordnetenhaus beginnt um 16 Uhr. Ich überlege einen Moment.

»Gut, sag ihm, ich empfangе ihn direkt nach meinem jetzigen Besuch, aber ich habe nur eine Viertelstunde, tut mir Leid.«

Ein eleganter Mann betritt das Zimmer. Er ist in den Vierzigern, von mittlerer Größe, weder gut aussehend noch hässlich, sodass ich später nicht in der Lage bin, ihn zu beschreiben, zu identifizieren.

»Setzen Sie sich bitte.«

»Danke. Wir beobachten Sie aufmerksam, Doctora, wir haben große Hochachtung für das, was Sie tun ...«

Wir lächeln uns an. Ich sitze mit gestrafftem Oberkörper an der anderen Seite des Schreibtischs, der uns trennt, und habe

die Ellbogen aufgestützt; wahrscheinlich hat er ein Geschuch vorzubringen, wie die meisten, die zu mir kommen.

»Deshalb wollte ich Sie auch sprechen, Doctora, wir machen uns wirklich Sorgen um Sie. Kolumbien durchläuft eine Zeit großer Spannungen, heftiger Gewalt. Man muss doppelt vorsichtig sein und sehr, sehr aufpassen.«

Ich sehe ihn die Stirn runzeln und mit düsterem Gesicht den Blick abwenden.

Ich bin derartige Worte gewöhnt. Die meisten Menschen, denen ich begegne und die mich unterstützen, teilen diese Zwangsvorstellung von der Gefahr, speziell die Frauen, die mir immer wieder und auf sehr fürsorgliche Weise sagen, dass sie mich in ihre Gebete einschließen, damit mir nichts geschehe und Gott mich beschütze. In solchen Momenten versuche ich meine Gesprächspartner davon zu überzeugen, dass meine Sicherheit nicht in Gefahr sei, dass ich absolut nichts riskiere, da ich der Ansicht bin, dass die Regierung mit dieser Angst der Kolumbianer spielt. Wie ließe sich die Hoffnung eines Volkes besser zunichte machen, als indem man es davon überzeugt, dass jeder, der zu reden und die Dinge beim Namen zu nennen wagt, unverzüglich aus dem Weg geräumt wird?

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sage ich zu diesem Mann, »ich werde perfekt geschützt, ich habe um mich herum einen diskreten, aber erfolgreichen Sicherheitsapparat, Sie haben nichts zu befürchten. Ich danke Ihnen allerdings für das Interesse, das Sie mir entgegenbringen, aber was kann ich für Sie tun?«

Überraschenderweise wiederholt er mit noch finsterem Blick, was ich für eine höfliche Einleitung gehalten habe.

»Es war mir ein großer Wunsch, Sie kennen zu lernen, Doc-

---

Der Präsident des Pariser Zivilgerichts hat per einstweiliger Verfügung angeordnet, auf den Protest von Herrn Ernesto Samper gegen die ihn betreffenden Vorwürfe auf den Seiten 8-11, 53, 151-154, 155-161, 177 und 197 f. dieses Buches, die er als verleumderisch betrachtet, hinzuweisen.

tora, aber in erster Linie bin ich hier, um Sie zu warnen. Wir sind sehr besorgt ...«

»Das ist sehr freundlich, ich bin gerührt, aber, wie Ihnen meine Sekretärin sicher gesagt hat, ich habe wenig Zeit.«

Ich blicke ostentativ auf meine Uhr.

»Sie haben nicht verstanden«, fährt er trocken fort. »Ich will Ihnen klarmachen, dass Sie wirklich aufpassen müssen.«

Nun hat sein Gesicht nichts Sympathisches mehr. Er fixiert mich starr mit hartem Blick.

Mit einem Mal wird mir bewusst, dass er nicht der Mann ist, für den ich ihn hielt, dass er nicht der verzweifelte Bürger ist, der einen um Hilfe anfleht, der hartnäckige Bewunderer, den ich vermutet habe, sondern jemand mit einem Auftrag, der mir etwas ganz Konkretes zu übermitteln hat. Ich wechsele meinerseits den Tonfall.

»Wie lautet die Botschaft?«, frage ich mit leichtem Lachen. »Wollen Sie mir drohen?«

»Nein, das ist keine Drohung. Ich bin nicht hier, um Ihnen Angst zu machen, ich bin hier, um Sie zu warnen. Sie sollten wissen, dass Sie in Gefahr sind, dass Ihre Familie in Gefahr ist. Ich spreche im Namen der Leute, die bereits einen Vertrag auf Sie abgeschlossen haben. Sie raten Ihnen zu verschwinden, weil der Entschluss gefasst ist. Um genau zu sein, Doctora, will ich Ihnen sagen: Wir haben die ›Sicarios‹ bereits bezahlt.«

Mit Sicherheit bin ich blass geworden. In diesem Moment weiß ich, dass er nicht lügt. Das Wort »Sicarios« fungiert bei uns als Schlüsselwort. Das sind Männer auf Motorrädern, die in den größten Elendsvierteln der Außenbezirke rekrutiert werden und täglich für lächerliche Summen in Kolumbien Menschen umbringen.

Ich habe also eine Grenze überschritten, eine rote Linie. Diesmal will man mich wirklich einschüchtern. Sechs Monate zuvor, als ich das Parlament in einer eisigen Julnacht verließ,



wurden mein Auto und das meiner Leibwächter von Schützen als Zielscheibe benutzt. Damals ist niemand getroffen worden und ich hatte glauben wollen, dass wir einfach im falschen Moment am falschen Ort vorbeigekommen waren.

»Was Sie mir also letztlich ankündigen wollen«, sage ich wohlartikulierte und meinen Blick starr auf ihn geheftet, »ist, dass Sie mich töten werden.«

»Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen gehen, weil die entsprechenden Maßnahmen bereits ergriffen sind.«

Der Mann steht auf, gibt mir die Hand, verabschiedet sich sehr höflich und verschwindet.

Habe ich seine Hand gedrückt? Habe ich sogar sein Lächeln erwidert?

Das ist absolut möglich. Ich weiß es nicht mehr. Ich bin jetzt allein in meinem Büro, wie betäubt, vollkommen erledigt. Mein Herz klopft wild. Erst nach ein paar Sekunden finde ich meine Lebenskraft wieder und schaffe es, meine Sekretärin zu rufen.

»Marina, dieser Typ, woher kam der? Wie ist der hier hereingekommen?«

»Das weiß ich nicht. Er war da, in meinem Büro ...«

»Wie heißt er? Haben Sie wenigstens seinen Namen notiert?«

»Nein ... Ich war davon überzeugt, dass Sie ihn kennen, dass er ein Freund von Ihnen ist ...«

Man kommt nicht ins Parlament ohne die Einladung eines gewählten Vertreters, ohne seine Papiere vorzuweisen, seine Personalien anzugeben. Dieser Mann jedoch war einfach so hereinspaziert und zu mir vorgedrungen, ohne dass man ihm eine einzige Frage gestellt hatte.

Wen sollte ich alarmieren? Die Polizei? Aber die wird von der Regierung bezahlt, derselben Regierung, die mich zum Schweigen bringen will. Speziell von Staatschef Ernesto Samper, dessen Korruption ich seit Monaten als Einzige anpran-

gere. Vielleicht ist mein Besucher Mitglied des Sicherheitsdienstes, was erklären würde, wieso er unbehelligt das gesamte Kapitol durchqueren konnte. Im Laufe meiner Überlegungen verfall ich in den schwärzesten Alptraum. Ich habe niemanden, der uns beschützt. Vielleicht töten sie uns jetzt gleich, noch an diesem Abend, in dieser Nacht ... Er hat gesagt: »Ihre Familie ist in Gefahr.« Meine Kinder, Mélanie und Lorenzo, mein Lebensgefährte Juan Carlos. Wen sollte ich zu Hilfe rufen? Ich habe niemanden, keinen Ausweg, keine Möglichkeit, sie zu retten, die Drohung, die auf ihnen lastet, von ihnen abzuwenden. Irgendwo in Bogotá sind bewaffnete Männer bezahlt worden, und diese Männer können sich im nächsten Moment auf uns stürzen.

Ich muss schnell die Kinder holen! Mélanie ist elf Jahre alt, Lorenzo erst sieben. Loli, mein Baby ... Sie besuchen die französische Schule, was kein Geheimnis ist, jeder kann dies herausfinden, indem er unseren Hausmeister fragt, unsere Nachbarn. Egal wen. Mein Chauffeur setzt sie morgens ab und sammelt sie abends wieder ein, oder ich, wenn ich kann. Ich bin permanent von Leibwächtern umgeben, aber meine Kinder haben keinerlei Schutz. Ja, ich muss sie schnell holen. Jede Stunde, jede Minute, die verstreicht, kann ein unsagbares, unvorstellbares Unglück geschehen.

»Marina, ich muss weg, es ist eine ganz dringende Angelegenheit, tun Sie Ihr Bestes, ich rufe Sie morgen an.«

Atemlos lasse ich alles stehen und liegen, renne durch die Gänge des Kapitols, die kein Ende nehmen, passiere die Kontrollen, die schweren Türen. Hoffentlich ist ... Ja, mein Chauffeur ist da. Er parkt diskret an einer Ecke der Plaza de Bolívar. Er hat mich gesehen und setzt sich in Bewegung. Ich habe vollstes Zutrauen zu diesem Mann, wir haben gemeinsame Schreckensmomente durchlebt, und vielleicht sind wir nur dank seiner Geschicklichkeit und Geistesgegenwart vor sechs Monaten den Schüssen entgangen.

»Die Kinder, Alex. Schnell! Schnell! Ich erklär's dir später. Wir holen sie aus der Schule und fahren dann nach Hause.«

Armer Alex! Es ist die Zeit, da alle Straßen in Bogotá verstopft sind, da sich die Büros leeren und die sechs Millionen Einwohner diese schrecklichen tür- und fensterlosen Busse nehmen, deren Motoren einen beißenden schwarzen Qualm ausstoßen. Das ist alles, was unsere nichtswürdigen politischen Machthaber uns am Ende des Jahrtausends als öffentliches Verkehrsmittel zu bieten haben. Bogotá hat weder U- noch Straßenbahn, nur kaputte breite Straßen mit tiefen Schlaglöchern, auf denen sich nun in wüster Hektik der Verkehr dahinzewälzt. Alex kämpft sich mit listigen Tricks, hupend und schimpfend durch, und meine Eskorte folgt.

Jetzt muss ich Juan Carlos benachrichtigen, dass er zu uns stößt. Juan Carlos ist nur wenig älter als ich, aber er ist vernünftig und gelassen. In den schrecklichsten Momenten dieses Jahres, das nun zu Ende geht, war er stets bei mir, um mir mit Rat zur Seite zu stehen, mich gelegentlich zu schützen und zu trösten.

»Juan Carlos? Ich bin's. Es ist etwas sehr Schlimmes passiert, wir müssen darüber reden, schnell. Kannst du kommen?«

»Wo bist du?«

»Im Auto. Ich hole die Kinder und fahre dann nach Hause.«

»Ich bin in einer halben Stunde da. Seid vorsichtig.«

Der Verkehr ist jetzt flüssiger. Die französische Schule liegt neben der französischen Botschaft, mitten im nördlichen Viertel der Stadt, dem vornehmen Refugium der Reichen. Die Mauern rings um die Residenzen, deren extremen Luxus man erahnt, werden von unzähligen Kameras überwacht, sogar bewaffnete Wachen in kugelsicheren Westen sind dort zum Schutz aufgestellt.

Loli, endlich! Loli, der verblüfft und mit strubbeligem Haar aus seiner Klasse geholt wurde. Sein Ranzen ist nicht ordentlich zu, und die Bücher und Hefte fallen heraus.

»Mein Loli!«

»Alles o. k., Mama?«

»Na klar, alles o. k.! Ich hatte solche Lust, einmal den Abend mit euch zu verbringen, ich konnte mich freimachen.«

Und dann Mélanie, mein Ebenbild, strahlender und natürlich ordentlicher.

»Was machst denn du hier, Mama? Ich dachte, wir sehen uns heute Abend nicht ...«

»Ich habe es mir anders überlegt. Wir werden die Ferien vorbereiten. Gib mir einen Kuss, Méla ... Loli, reich mir deinen Ranzen.«

Er erzählt von Weihnachten, von einer Veranstaltung oder einem Theaterstück, das sie mit seiner Klasse einüben, aber ich höre schon nicht mehr zu. Ich beobachte Alex, wie er die Türen öffnet und die Kinder sanft zum Einsteigen drängt, und meine Augen gleiten instinktiv über die Straße hinweg. Mein Gott, hoffentlich taucht jetzt kein Motorrad auf! Autos sind mir egal, die Sicarios fahren nicht im Auto herum.

»Achte unbedingt auf diese Motorradtypen, Alex, ja? Fahr uns jetzt schnell nach Hause.«

Er lacht. Zum ersten Mal sehe ich ihn lachen.

»Welche Motorradtypen? Juan Carlos fährt Motorrad!«

»Ja, das stimmt, ich bin blöd ... Entschuldige.«

Juan Carlos fährt ausschließlich Motorrad. Nicht alle Motorradfahrer sind also Mörder ... Nicht alle Motorradfahrer sind Mörder ...

Die Kinder essen eine Kleinigkeit in der Küche, wir hören sie lachen. Im Nebenzimmer wiederhole ich Juan Carlos die Worte des Mannes. Sie haben sich präzise in mein Gedächtnis gegraben, bis hin zu ihrem Rhythmus, ihrer Intonation. Mit etwas Abstand haben sie eine schreckliche, steinerne, unauslöschliche Bedeutung angenommen.

»Die Kinder müssen weg, Ingrid. Unverzüglich.«

»Ja.«

»Ruf ihren Vater in Neuseeland an und sag ihm, dass wir sie mit dem erstbesten Flugzeug bringen.«

Ja. Juan Carlos sagt laut, was ich bereits weiß, was ich auf dieser endlosen Fahrt zwischen Kapitol und französischer Schule beschlossen habe. Er macht sich keine Vorstellung, wie sehr es mir hilft, ihn aussprechen zu hören, was für mich der absolute Horror ist: die Abreise der Kinder. Es wird für eine lange Zeit sein, das weiß ich. Vielleicht für Jahre. Es ist, als nähme mir Juan Carlos dadurch, dass er auf Anhieb diese Abreise für richtig erklärt, ein Stück von meinem Schmerz. Er sagt, dass dies notwendig sei, aber er teilt mir auch stumm mit den Augen mit, dass er da sein wird, bei mir, um mir zu helfen, diese unerträgliche Last zu tragen, ihre Abwesenheit, die Leere, den Abgrund, an dessen Rand es nunmehr zu leben gelte. Er sagt, dass er da sein wird.

Nicht eine Sekunde legt er mir nahe, lieber auf den Kampf zu verzichten, den ich gegen die staatliche Korruption führe. Im Moment bin ich nichts als eine Hand voll Sand im Getriebe des monströsen Räderwerks, das die wenigen Leichtfertigen, die sich gegen diese Maschinerie erhoben haben, bislang stets zermalmt hat. Ich denke an Luis Carlos Galán, den Präsidentschaftskandidaten der Republik, mit dem meine Mutter eng befreundet war und der 1989 bei einer Wahlveranstaltung ermordet worden ist. Er war sechsundvierzig Jahre alt und starb, während meine Mutter an seinem Bett Wache hielt. Ich fühlte mich verpflichtet, die Fackel zu übernehmen, ja, und die Kolumbianer haben mich erhört, indem sie mich 1994 zur Abgeordneten wählten, mit dem besten Stimmergebnis der liberalen Partei, Galáns Partei. Für diese Leute, die unsere politische Klasse seit Generationen verachtet, gehe ich bis ans Ende und lasse nicht los, wie hoch der Preis dafür auch sein mag. An diesem Abend bin ich Juan Carlos dankbar dafür, dass er keine Zweifel äußert, dieses Engagement nicht in Frage stellt.

Der Vater meiner Kinder ist Franzose, Diplomat, und bekleidet momentan einen Posten in Auckland (Neuseeland). Wir haben uns 1990 getrennt, und Kolumbien war ein wichtiger Faktor bei dieser Trennung. Aber nachdem sich das Erdbeben einmal beruhigt hatte, ist eine starke und besondere Freundschaft zwischen uns entstanden, und wir haben zu der Wertschätzung zurückgefunden, die wir auch früher einander entgegengebracht haben.

»Ist etwas passiert? Hat man sie bedroht?«

»Ja, bedroht. Nichts weiter. Es geht ihnen gut, sie sind hier, sei unbesorgt, aber ich finde keine Ruhe mehr, sie müssen von hier weg.«

»Du meinst für immer?«

»Jedenfalls für lange Zeit. Ich kann dir nicht alles am Telefon erklären. Ich brauche deine Hilfe.«

»In Ordnung. Kommt mit dem ersten Flugzeug ... Und Ingrid? Kommst du klar? Du bist doch nicht ganz allein?«

»Juan Carlos ist da, er reist mit uns.«

So, jetzt heißt es mit den Kindern reden, während Juan Carlos Plätze für einen internationalen Flug sucht, egal wohin, nur erst einmal heraus aus Kolumbien. Wir schaffen es dann schon irgendwie, nach Auckland zu gelangen, wir schaffen das schon ...

»Mélanie, Loli, hört mir mal zu, ich muss euch etwas Wichtiges sagen. Wir werden Weihnachten in Auckland verbringen ...«

»Bei Papa?«

»Ganz genau, bei Fabrice.«

»Aber das ist ja toll!«

»Ja, mein Liebling, das ist toll. Die einzige Sache ist: Wir müssen früher abreisen als geplant.«

»Noch vor den Ferien?«

»Morgen früh, genau gesagt.«

»Aber das geht nicht! Wir haben unsere ganzen Sachen in

der Schule gelassen ...«

»Wir sagen dort Bescheid, Mélanie, mach dir keine Gedanken.«

»Also fahren wir einfach so weg, ohne auf Wiedersehen zu sagen, ohne alles ...? Aber warum?«

»Das ist einfach so, mein Liebling, ich kann dir nicht alles erklären. Wir reden später darüber, wenn du willst, o. k.? Akzeptiere die Situation, wie sie ist, es ist alles ein wenig übereilt, ich weiß, aber es ist trotzdem in Ordnung, oder nicht?«

»Ja, ja ...«

»Und was dein Theaterstück angeht, Loli, mach dir keine Sorgen, ich rufe an ... So, jetzt packen wir unsere Sachen.«

Es ist so weit, wir haben vier Plätze für den Flug nach Los Angeles, Abflug morgen früh. Juan Carlos und ich schlafen praktisch nicht in dieser Nacht. Wir lassen das Licht an, achten auf jeden ungewöhnlichen Laut. Diese Leute töten, das weiß ich.

In diesem Jahr, das sich jetzt dem Ende zuneigt, hat es ein Ermittlungsverfahren gegen den Präsidenten der Republik, Ernesto Samper, gegeben. Ich allein habe dafür gekämpft, dass es wirklich zu Ende geführt wurde, dass alles an die Öffentlichkeit kam. Von den Belastungszeugen ist einer nach dem anderen ermordet worden. Ich habe die Zeitungen aufbewahrt, die Fotos, die die Polizei von den bedrückten, verschlossenen Gesichtern dieser Menschen gemacht hat, die jetzt für immer schweigen. Einige dieser Zeugen habe ich kennen gelernt, und ihr Tod verfolgt mich. Ich will auch für sie Zeugnis ablegen, also leben. Dennoch fühle ich mich, die ich mich gewöhnlich für so stark halte, während dieser langen Stunden schwach, unglaublich verletztlich, weil ich diesmal nicht allein in ihrem Visier bin und der schreckliche Schatten, der über meinen Kindern liegt, mich aufreißt, mir das Herz zerreißt. Ich werfe mir vor, dieses am Berg gelegene Wohnhaus gewählt zu haben, am

Ende einer Sackgasse. Es bietet den idealen Ort für einen Hinterhalt, es gibt keinerlei Fluchtweg. Mir fällt wieder ein, dass vor einiger Zeit eben hier ein Mädchen entführt worden ist, offenbar ohne Schwierigkeit. Und um dem Unglück die Krone aufzusetzen, befindet sich meine Wohnung auch noch in der obersten Etage, ist also über das Dach zugänglich ...

Verglichen mit dem finsternen Chaos in Bogotá ist Auckland ein Paradies. Die Stadt ist lange in britischem Besitz gewesen und kultiviert noch immer auf der Seite, wo sich der Yachthafen befindet, den Stil der kleinen Einfamilienhäuser mit einem Rasen, wie man ihn auf halber Strecke zwischen Oxford und Brighton, in Sussex, findet. Man weiß zwar, dass so etwas existiert, aber am Ende glaubt man nicht mehr daran, so sehr ist man gebeutelt und in Schach gehalten durch den versteckten Krieg, der die kolumbianische Hauptstadt seit Jahrzehnten aufheizt.

In Neuseeland herrscht Hochsommer. Fabrice erwartet uns im kurzärmeligen Hemd und sonnengebräunt am Flughafen. Sein Gesicht strahlt, er breitet die Arme aus, und die Kinder laufen auf ihn zu. Es ist erst vierundzwanzig Stunden her, seit wir, versteckt in einem gepanzerten Wagen, von zu Hause losgefahren sind, voller Angst vor der zwanzigminütigen Fahrt bis zum Flughafen, und Neuseeland ein weit entfernter Traum war. Juan Carlos und ich halten uns im Hintergrund, um ihnen alle Zeit zu lassen. Es ist vorbei, für die Kinder besteht keine Gefahr mehr, sie sind gerettet. Wir sind wie benommen und betäubt vor Müdigkeit und Rührung.

Fabrice hat alles bestens organisiert, er hat sich bei Freunden einquartiert, um uns seine Villa zu überlassen, damit wir wieder zu unserem Rhythmus finden und nach und nach im normalen Leben Fuß fassen. Das Haus öffnet sich in einen blühenden Garten, es ist geräumig, unwirklich. Anfänglich irren wir ungläubig von Zimmer zu Zimmer, uns ist gleichzeitig zum



Lachen und zum Weinen zumute, und wir sind unfähig, auch nur irgendetwas zu entscheiden. Dann überlassen wir uns dem Schlaf.

Ich habe meine Eltern nicht über unsere Flucht informiert, um sie nicht zu beunruhigen. Sie wohnen beide in Bogotá, allerdings seit zwanzig Jahren getrennt. Ich rufe meine Mutter an. Ich höre mich sagen, dass ich ohne meine Kinder werde leben müssen, woraufhin sie nach kurzem Schweigen sagt:

»Weißt du was, Ingrid? Ich werde Weihnachten mit euch verbringen.«

»Das willst du tun?«

»Aber ja. Das wird wundervoll, du wirst sehen ...«

Wir hatten vorgehabt, Weihnachten alle zusammen in Bogotá zu feiern, aber gut, Bogotá hin oder her, das Fest würde trotz alledem stattfinden. Meine Mutter, intelligent und großzügig, wie sie ihr Leben lang war, hat sofort verstanden, ohne weitere Worte.

Kaum habe ich den Hörer aufgelegt, rufe ich meinen Vater an.

»Abgemacht ist abgemacht, mein Liebling, wir verbringen Weihnachten gemeinsam: Bereite ein Zimmer für mich vor, ich reserviere ein Flugticket.«

Keiner von beiden hat irgendeine Bemerkung über mein politisches Engagement gemacht und auch nicht über den extrem hohen Preis, den ich zu zahlen habe, wenn ich damit weitermache. Ich weiß, dass sie meinen Schmerz teilen, aber sie unterstützen mich stillschweigend, welche Geste könnte dies besser unter Beweis stellen als diese lange Reise?

Ein Tag folgt auf den anderen. Wir führen ein Familienleben, das uns völlig fremd ist: Essen im Garten, Nachmittage am Strand, Abende unter dem Sternenhimmel, im lauwarmen Wind des Pazifik. Nachts gehen wir schlafen, ohne die Türen und Fenster zu verschließen. Das Fehlen von Schlüsseln, Git-

tern, Kameras und Leibwächtern trägt zu diesem Gefühl der Unwirklichkeit bei, das mich nicht loslässt. Das ist nicht mein Leben, das ist ein Zwischenspiel, eine fünf- oder sechswöchige kostbare Gnadenfrist, wie mir in aller Klarheit bewusst ist, in einer Schärfe, dass es mir nach einigen Tagen erst morgens um sechs gelingt einzuschlafen. Die Angst ist da, versteckt unter der scheinbaren Unbekümmertheit. Ich setze mich im Bett auf und lausche der Stille, unfähig loszulassen. Eines Nachts entdeckt mich Juan Carlos, wie ich so dasitze, und wir fangen an zu reden. Bis zum Ende unseres Aufenthaltes leistet er mir auf diese Weise Gesellschaft, und wir reden offen über unsere Hoffnungen, Träume, Ängste, und finden keinen Schlaf, bevor nicht das erste Morgenlicht zu sehen ist.

Dennoch nutze ich diese Wochen im Ausnahmezustand, und das ist das Wesentliche, um im Zeitraffer das künftige Leben meiner Kinder zu ordnen, mit der Aufmerksamkeit einer Mutter, die weiß, dass sie monatelang nicht da sein wird. Ich treffe mich mit allen Lehrern, kaufe die Bücher, Hefte, Schuluniformen. Wir richten gemeinsam ihre Zimmer ein, laufen zusammen die Geschäfte nach Anzihsachen ab. Und dann präge ich mir diese Orte ein, um mir vorstellen zu können, wie sich Mélanie und Loli an diesem wohlhabenden Flecken bewegen, wo kein Kind auf der Straße schläft, wo die Polizei zum Schutz der Bürger da ist, wo es für das Wort »Sicarios« keine Entsprechung gibt. Ihre Schule, und das ist ein Bild, das ich mitnehmen werde, ist ein grünes, sehr ansehnliches Gebäude im hinteren Teil eines Parks. Kindern, die diesen idyllischen Garten Eden besuchen, so sagen wir uns, kann nichts passieren.

Wir haben uns auf Wiedersehen gesagt. Während ich sie am Flughafen umarmte, sah ich mich plötzlich mit den Zügen meiner Mutter, wie diese uns, meine Schwester und mich, ein letztes Mal an sich drückte, bevor sie auf einen anderen Kontinent davonflog. Auch sie hatte uns an einem bestimmten

Punkt ihres Lebens verlassen und uns der Obhut unseres Vaters anvertraut. Was Mélanie und Lorenzo jetzt erleben müssen, die Entdeckung einer anderen Welt, einer anderen Kultur, einer anderen Sprache, Trennungsschmerz, Abreisen, Rückkehr, haben meine Schwester und ich viele Jahre zuvor auch erfahren. Und das hat bei unserer Heranführung an die Welt eine große Rolle gespielt.